

Shilpi Somaya Gowda

DER
GOLDENE
SOHN *Roman*

Aus dem Englischen von
Ulrike Wasel & Klaus Timmermann

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

I. Auflage 2016

First published by: Harper Collins Canada under the title
THE GOLDEN SON

© 2016, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Aus dem Englischen von

Ulrike Wasel & Klaus Timmermann

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner
Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder
unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln

Umschlagmotiv: © plainpicture/Erickson;

Muster: © Veronique Gauthier – Fotolia.com

Gesetzt aus der Adobe Garamond

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04774-5

Maya, die Hasenscharte

Anil Patel war zehn Jahre alt, als er zum ersten Mal erlebte, wie sein Vater als Schiedsmann einen Streit schlichtete.

Kinder waren auf solchen Versammlungen eigentlich nicht erlaubt, aber für Anil wurde eine Ausnahme gemacht, weil er eines Tages die Rolle seines Vaters übernehmen würde. Er war das einzige Kind im Raum und duckte sich in eine Ecke, um sich möglichst unsichtbar zu machen. Die Versammlungen fanden immer hier statt: im größten Raum im größten Haus dieses kleinen Dorfes mitten auf dem Land in Westindien. Hier schlug das Herz des Großen Hauses, wo die Familie ihre Mahlzeiten einnahm, Papa die Zeitung las, Ma flickte und stopfte, und Anil und seine Geschwister in Windeseile ihre Schulaufgaben machten, um möglichst schnell draußen spielen gehen zu können. Das Herzstück des Versammlungsraums war ein riesiger Holztisch – die Platte vier Finger dick, die gedrechselten Beine so breit, dass die Hände eines erwachsenen Mannes sie nicht ganz umfassen konnten. Um das wuchtige Möbel zu tragen, waren vier Männer nötig, doch es war seit Generationen höchstens mal einen Meter bewegt worden.

An diesem Tag saß Papa am Kopfende des prächtigen Tisches, flankiert von Anils Tante und Onkel. Verwandte,

Freunde und Nachbarn standen respektvoll ein Stück entfernt. Der Raum war voller Menschen, aber der Anlass für die heutige Schiedsverhandlung, Anils Cousine Maya, war nicht darunter. Maya, die Tochter von Papas Schwester, war mit einer Hasenscharte zur Welt gekommen, und ihr Vater glaubte nun, auf der Familie, in die er hineingeheiratet hatte, laste ein Fluch. Dass Anils Onkel überhaupt hergekommen war, um seinen Familienstreit vom Schiedsmann der Großfamilie seiner Frau schlichten zu lassen und nicht von dem seiner eigenen, war bedeutsam, aber nicht verwunderlich. Papas Gerechtigkeitsinn und seine Weisheit waren weit über das Dorf hinaus bekannt.

Anils Onkel wünschte die Aufhebung seiner Ehe, damit er sich eine andere Frau suchen könne, die ihm normale, gesunde Kinder gebären würde. Mayas Entstellung, so sagte er, beweise, dass der Schoß seiner Frau verdorben sei, dass sie ihm immer nur Unglück und unverheiratbare Mädchen bescheren würde, die ihm immer eine Last bleiben würden. Papas Schwester saß dabei und weinte in einen Zipfel ihres Saris.

Papas Miene blieb unbeweglich, während er zuhörte. Dann bat er den Astrologen, den er hatte kommen lassen, Mayas Geburtshoroskop zu erstellen. Der Astrologe konnte nichts Nachteiliges feststellen: Maya sei unter einem guten Stern geboren worden, während der Schwangerschaft habe es keine Finsternis gegeben. Schließlich wandte Papa sich an seine jüngere Schwester. *Liebte sie Maya?*, fragte er. *War sie ihrem Mann treu ergeben? Würde sie alles dafür tun, damit die Familie gesund und glücklich wurde?* All diese Fragen bejahte sie mit einem Kopfnicken, während sie weiter weinte. Ihr Ehemann starrte derweil so lange auf den Tisch, dass Anil schon fürchtete, er könnte die Initialen bemerken, die seine Brüder und er erst kürzlich in die Platte geritzt hatten.

»Das ist eine sehr schwierige Lage«, begann Papa, nachdem alle anderen gesprochen hatten. »Es hat natürlich niemand Maya dieses Schicksal gewünscht. Aber wie ihr von dem Astrologen gehört habt, ist das Problem nicht durch die Schwangerschaft oder die Geburt entstanden. In diesem Fall können wir der Mutter keine größere Schuld an Mayas Zustand anlasten als dem Vater.«

Ein Raunen lief durch die Menge. Anil stockte der Atem. Selbst mit seinen zehn Jahren wusste er, wie gefährlich es sein konnte, den Stolz eines anderen Mannes zu kränken. In seiner Verwandtschaft hatte es schon aus weitaus unbedeutenderen Anlässen lautstarke Auseinandersetzungen gegeben. Alle Augen im Raum richteten sich auf Anils Onkel, den die Andeutung, er könnte für Mayas Leiden verantwortlich sein, offensichtlich empörte. Eine tiefe Furche bildete sich zwischen seinen Augenbrauen.

»Folglich«, fuhr Papa fort, »müssen wir uns dem Kind zuwenden. Was wissen wir über Maya?«

Im ersten Moment war Anil verwirrt. Was gab es über einen Säugling zu wissen, der noch nicht einmal anwesend war? Als er sich im Raum umsah, stellte er fest, dass die anderen ebenso perplex waren.

»Maya«, wiederholte Papa. »Ihr Name bedeutet *Illusion*. Was ist eine Illusion? Etwas, das unsere Augen täuscht? Etwas, das nicht so ist, wie es aussieht? *Bhai*«, er wandte sich seinem Schwager zu, legte eine Hand auf seinen Unterarm, »du bist zu klug, um dich täuschen zu lassen, nicht wahr? Du weißt, deine wahre Tochter hat keine Hasenscharte. Du weißt, deine Tochter, deine wahre Tochter, ist schön und treu und wird dir Jahre der Fürsorge und des Glücks bescheren, hab ich recht?«

Anils Onkel blickte Papa eine Weile an. Die Furche zwischen seinen Augen glättete sich, und er nickte sehr lang-

sam. Es war eine so kleine Bewegung, dass alle warteten, bis er erneut nickte, dann erhob sich zustimmendes Gemurmel im Raum. Anils Tante hörte auf zu weinen und schniefte ein paarmal laut. Papa lächelte und lehnte sich zurück. »Also müssen wir deine wahre Tochter finden. Das erfordert einen starken und klugen Mann. Bist du dieser Aufgabe gewachsen, *bhai*? Ja? Sehr gut.«

Drei Wochen später fuhren Anils Vater und sein Onkel mit Maya in eine nahe gelegene Stadt, wo eine kostenlose Reiseklinik Station machte, deren Arzt der Kleinen in einer einstündigen Operation die Lippenspalte schloss. Niemand wusste, dass es so etwas überhaupt gab, aber Papa war einer der wenigen im Dorf, der die Zeitung aus der Stadt lesen konnte. Einige Monate später hatte sich Maya vollständig von der Operation erholt. Als der Verband entfernt wurde, war die Illusion verschwunden. An ihre Stelle war ein Lächeln getreten, so schön und vollkommen wie das, mit dem Mayas drei jüngere Geschwister später zur Welt kamen. Von da an brachten Mayas Eltern Papa jedes Jahr an ihrem Geburtstag eine Dankesgabe aus gesegneten Früchten und Blumen.

Als Papa an dem Abend aus der Klinik zurückkam, Ma und Anils vier jüngere Geschwister hatten sich schon schlafen gelegt, saß Anil mit seinem Vater im Versammlungsraum an dem großen Tisch, ein Schachbrett zwischen ihnen.

»So hab ich sie noch nie gesehen«, sagte Anil. Seine Tante und sein Onkel waren beide in Tränen aufgelöst gewesen, als sie mit Maya das Große Haus verlassen hatten.

Eine Seite von Papas Mund hob sich zu einem müden Halblächeln. »Dein Onkel ist im Grunde seines Herzens ein guter Mann. Er brauchte nur ein wenig Anleitung, um den rechten Weg zu finden.«

»Du hast ihm geholfen?« Es klang wie eine Frage, obwohl Anil es nicht so gemeint hatte.

Papa hob eine Hand, hielt Daumen und Zeigefinger einen Zentimeter weit auseinander und wackelte mit dem Kopf. »In Wirklichkeit war es der Arzt.«

Die Augenlider seines Vaters senkten sich, aber Anil wollte unbedingt weiter mit ihm reden. »Erzähl mir, w-wie es war«, stammelte er. »Bitte?«

Papa rollte den Bauern, mit dem er ziehen wollte, zwischen den Fingern, ehe er ihn aufs Brett stellte. Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und verschränkte die Hände vor dem Bauch. »Auf dem Marktplatz, direkt gegenüber von dem Stand mit Kokosnüssen, war ein großes Zelt aufgebaut. Davor standen fünfzig Leute Schlange. Drinnen waren viele Reihen mit Feldbetten. Der Arzt kam zu uns und erklärte, was er machen würde, um Mayas Lippe zu heilen. Er zeigte uns Bilder von anderen Kindern, die er behandelt hatte, vorher und nachher.« Papa schüttelte einmal kurz den Kopf. »Zauberei. Ein wahres Wunder.«

Papa machte einen Zug mit seinem Turm und blickte auf. Seine Augen waren feucht. »Du solltest Arzt werden«, sagte er zu Anil. »Du wirst große Dinge vollbringen.«



TEIL I



I

Anil fand einfach nicht die richtigen Worte, wie oft er sie sich auch im Kopf zurechtlegte. »Ma, bitte, du musst das alles nicht tun«, platzte er schließlich heraus und bedauerte es, kaum dass er es ausgesprochen hatte. Nicht, weil er dafür einen trotzigsten Blick erntete, auch nicht, weil der Einwand ohnehin sinnlos war, sondern, weil er sich anhörte wie ein Kind und nicht wie ein dreiundzwanzigjähriger Mann, der kurz davor war, die Reise seines Lebens anzutreten.

Seine Mutter warf ihm nur einen kurzen Blick zu, ehe sie sich wieder der Aufgabe widmete, zwei jüngeren Cousinen Anweisungen zu geben, wie sie die Tagetesgirlanden über der Flügeltür aufhängen sollten. Anil wusste, dass es unmöglich war, dieser Flut von Aktivitäten Einhalt zu gebieten. Schon beim Aufwachen war ihm der Duft des Festes, das zubereitet wurde, in die Nase gestiegen und beim Einschlafen am Vorabend hatte er gehört, wie die Diener sich abgemüht hatten, um seine zwei riesigen Koffer auf das Dach des Maruti zu schnallen.

Am späten Vormittag trafen die ersten Gäste ein, nachdem die Kühe gemolken, die Hühner gefüttert und die Felder bearbeitet worden waren. Der Tagesrhythmus in Pan-

chanagar begann bei Sonnenaufgang, und erst wenn die vormittäglichen Arbeiten erledigt waren, wandte man sich anderen Dingen zu. Jetzt, wo die letzten Reste des Morgentaus verschwunden waren und die Sonne vom Himmel brannte, war der staubige Platz vor dem Großen Haus von Verwandten und Nachbarn bevölkert. Sie kamen ins Haus, wo heißer *chai* und ein üppiges Mittagsbüffet warteten, und jeder Einzelne sprach Anil an und wünschte ihm Glück. Einige Gesichter waren ihm vertraut, andere Gäste, die in den sechs Jahren, die er fort gewesen war, um in Ahmedabad Medizin zu studieren, einen krummen Rücken und schütteres Haar bekommen hatten, erkannte Anil kaum noch wieder. Er war erst seit einer Woche zurück im Dorf und konnte es bereits kaum erwarten, wieder zu fahren.

Vom Rand der Veranda aus ließ Anil den Blick über die Menge schweifen und entdeckte seine jüngere Schwester Piya im Gespräch mit einer Frau, der ein dicker Wasserfall aus Haaren über den Rücken fiel. Anil ging zu ihnen, und Piya schlang ihren dünnen Arm um seine Taille. »Ich hab gerade gesagt, die Feier hier ist größer, als meine Hochzeit sein wird.« Sie lächelte zu ihm hoch und schüttelte spöttisch den Kopf, ehe sie sich wieder ihrer Freundin zuwandte. »Aber du heiratest ja wahrscheinlich noch vor mir.«

Die andere Frau legte den Kopf schief und lächelte gerade genug, um eine schmale Lücke zwischen den beiden großen Vorderzähnen zu offenbaren, und plötzlich erkannte Anil sie. »Leena«, sagte er überrascht. Er hatte sie seit Jahren nicht gesehen und noch nie ohne die langen Zöpfe, die sie als Mädchen getragen hatte. Jetzt war sie eine erwachsene Frau mit einer feinen Nase, hohen Wangenknochen und hochgezogenen Augenbrauen über vertrauten, warmen Augen. Er räusperte sich. »Lange nicht gesehen ... Wie geht's dir?«

»Sie wird bald heiraten«, sagte Piya.

Anil lächelte Leena an. »Wirklich?«

Leena zuckte mit den Achseln und schüttelte den Kopf. »Herzlichen Glückwunsch, Anil. Deine Eltern sind bestimmt sehr stolz auf dich.«

»Ja, wir sind alle sehr stolz, großer Bruder.« Piya schmiegte sich fester an ihn. »Das Ganze hat ja schon früh angefangen. Weißt du noch, der kleine Vogel damals? In der Kokospalme?«

»Ja, genau!«, sagte Leena. »Wir sind um die Wette geklettert.«

»Du warst als Erste oben.« Anil zeigte auf Leena. »Und hast angefangen, uns mit Kokosnüssen zu bewerfen.«

»Ich hab euch nicht *b*eworfen, ich hab sie euch zugeworfen. Ihr wart die schlechtesten Fänger, die ich je gesehen hab. Furchtbar! Seid weggelaufen wie die Hasen.« Leena lachte und schlug die Hand vor den Mund. »Und das arme Vögelchen. Ach, das hat mir so leidgetan.« Sie schüttelte den Kopf. »Gott sei Dank hast du gewusst, wie man das Beinchen verbinden muss, bis es wieder fliegen konnte. Wäre ganz schlechtes Karma für mich gewesen, wenn du es nicht gerettet hättest.«

»Du hast den Vogel wochenlang bei dir im Zimmer gehabt, oder?«, sagte Piya.

Anil nickte. Die anderen Kinder waren traurig gewesen, als die Zeit gekommen war, den Vogel wieder in die Freiheit zu entlassen, aber er erinnerte sich an den jähen Stolz, der ihn erfüllt hatte, als das kleine Wesen vom Fenstersims abgehoben und davongeflogen war. »Ich hab ihn mit der Hand gefüttert, Reis mit Joghurt vermischt.« Er lächelte und schüttelte den Kopf. »Ma war gar nicht begeistert, als sie das ganze Essen entdeckt hat, das ich in meinem Zimmer versteckt hatte.«

»Okay, bei dem Thema krieg ich einen Bärenhunger.«
Piya hakte sich bei Anil ein. »Lasst uns reingehen und was essen.«

Leena entschuldigte sich und sagte, sie müsse nach Hause. Sie und Piya umarmten einander und verabredeten sich für den nächsten Tag. Anil spürte, wie sein Stimmungshoch wieder verflog, als Leena ging.

Nachdem Anil gegessen hatte, sowohl die bescheidene Portion, die er sich selbst genommen, als auch die größere, die seine Mutter ihm aufgedrängt hatte, beugte Ma sich vor, um seinen Teller wegzuräumen, und flüsterte: »Er ist jetzt wach, du kannst zu ihm.«

Anil öffnete die Tür zum Schlafzimmer seines Vaters. Papa saß aufrecht im Bett und schaute aus dem Fenster. Sein einst volles schwarzes Haar war so dünn geworden, dass die Kopfhaut durchschimmerte. Die weißen Stoppeln, die wie Mehl auf seinem Gesicht verstreut waren, konnten die schlaffen Hautfalten nicht verbergen.

Papa hörte die Tür quietschen und wandte den Kopf. Als er Anil sah, füllten sich seine Augen mit Licht, und sein Gesicht wurde wieder vertraut. Er räusperte sich und klopfte auf sein Bett. »Komm her.«

Anil setzte sich, nahm Papas Hand und legte unauffällig die Finger an seinen Puls. »Wie fühlst du dich, Papa?« Er spürte, dass der Herzschlag seines Vaters normal war, genau wie in den letzten paar Tagen.

»Prima.« Papas Lächeln wurde noch breiter. »Es ist bloß eine lästige Grippe. In ein oder zwei Tagen bin ich wieder auf dem Damm.« Er tätschelte Anils Hand. »Aber dein Flug wartet nicht.«

»Ich kann umbuchen ...«

Sein Vater wedelte mit der Hand vor dem Gesicht, als

wollte er eine unsichtbare Fliege verscheuchen. »Unsinn«, sagte er. »Heute ist der stolzeste Tag meines Lebens, Sohn. Lass mich nicht noch länger warten.«

Anil wollte etwas erwidern, aber er brachte keinen Ton heraus. Er drückte daher einfach nur stumm die Hand seines Vaters, dessen Gabe, immer die richtigen Worte zu finden, er nicht von ihm geerbt hatte.

»Ehe du gehst, Sohn, schick bitte Chandu herein.«

»Was ist denn los, Papa?« Anils jüngster Bruder Chandu war noch ein Kind gewesen, als Anil von zu Hause fortgegangen war, aber seine Persönlichkeit hatte sich schon damals offenbart. Oft wurde er getadelt, weil er im Unterricht geschwätzt hatte, und mehr als einmal wurde er wegen einer Prügelei auf dem Schulhof nach Hause geschickt. Mit sieben Jahren und drei Geschwistern zwischen ihnen fühlte Anil sich Chandu gegenüber eher wie ein Onkel als ein Bruder.

Papa schüttelte den Kopf. »Er hat sich schlechte Freunde gesucht, die ihm Flausen in den Kopf setzen. Chandu ist intelligent, aber auch dickköpfig. Er will seinen eigenen Weg finden. Er glaubt, hier wäre kein Platz für ihn. Ich versuche, für ihn eine Aufgabe in unserer Landwirtschaft zu finden. Dein Bruder könnte sehr erfolgreich sein, da bin ich mir sicher.« Anil wusste nicht, ob das stimmte oder ob sein Vater einfach nicht in der Lage war, seinen Sohn objektiv zu sehen. Er stand auf, beugte sich vor, um seinen Vater zu umarmen, berührte dann seine Füße.

»Und, Sohn«, sagte Papa, als Anil schon an der Tür war. »Kümmere dich um deine Mutter. Das hier ist schwer für sie.«

Nachdem er sich von seinem Vater verabschiedet hatte, wollte Anil möglichst bald weg. Er entdeckte seine Mut-

ter in ihrem leuchtend grün-orangen Sari, einem von den feinen aus Seide, die sie nur bei besonderen Gelegenheiten anzog. Sie schlenderte mit einem Tablett voller Süßigkeiten durch die Menge. Seine Mutter bewegte sich durchs Leben, als wäre sie nie in Eile, unbekümmert von solchen Dingen wie Zugfahrplänen und Terminen, eine Eigenart, die Anil manchmal in den Wahnsinn trieb.

»Ma.« Er fasste ihren Ellbogen. »Wir müssen bald los. Es wird Zeit.«

Sie bestand darauf, vorher noch eine ordentliche *Ganesh puja* abzuhalten, um Anil für seine Reise zu segnen. Alle schauten von der Veranda aus zu, wie er ein letztes Mal über die Schwelle des Großen Hauses trat, sich unter den duftenden Tagetesketten hindurchduckte. Der *pandit* sprach Gebete, die etwaige Hindernisse auf seiner bevorstehenden Reise ausräumen sollten, und Anil stellte sich barfuß zwischen die roten und weißen Kreidemuster, die seinen Weg über die Veranda und die Stufen hinunter schmückten.

Er sah zu, wie Ma die Leute auf verschiedene Fahrzeuge verteilte, während er mit seinen Brüdern Nikhil und Kiran ein wenig abseitsstand. Nikhil war nur zwei Jahre jünger als Anil, wirkte aber wegen seiner spindeldürren Gestalt wesentlich kindlicher. »Wo ist Chandu?«, fragte Nikhil und sah sich nach seinem jüngsten Bruder um.

»Papa hat ihn gebeten hierzubleiben«, antwortete Anil.

»Na, an einem Tag kann er nicht allzu viel anstellen«, sagte Nikhil. Als Anil Panchanagar verlassen hatte, war Nikhil zu Papas rechter Hand geworden, und er war der Richtige für diese Rolle – ernst und verantwortungsbeusst fast bis zur Humorlosigkeit.

»Papa vergeudet seine Zeit.« Kiran schüttelte den Kopf. »Einen krummen Ast kriegt man nicht gerade.« Kiran, der frisch die Schule abgeschlossen hatte, war schon immer fest

entschlossen gewesen, auf dem Hof der Familie mitzuarbeiten. Er war gut geeignet für die körperlich anstrengende Arbeit auf den Feldern: stark und schnell, fraglos der beste Kricketspieler von den vier Brüdern.

Anil warf ihm einen Blick zu. »Ach komm, das glaubst du doch nicht wirklich.«

Kiran zog eine Augenbraue hoch. »Letztes Jahr hat er ständig die Schule geschwänzt und sich mit ein paar älteren Rowdys rumgetrieben. Die sind mit ihren Motorrollern Rennen gefahren und haben sich mit Palmwein betrunken.«

»Es ist schlimm mit ihm«, sagte Nikhil. »Ich glaube, Papa weiß gar nicht, wie schlimm. Einer von Chandus Freunden baut auf dem Land seines Großvaters *bhang* an. Ein bisschen *bhang lassi* zum Frühlingsfest ist ja okay, aber dieser Typ mischt irgendwas bei, um es stärker zu machen, und dann verkauft er es in der Stadt an Touristen, als eine Art pflanzlicher Weg zur Erleuchtung.«

Nikhil bückte sich und rupfte stacheliges Unkraut aus, das sich durch die Bodenbretter der Veranda gezwängt hatte. »Es ist nur eine Frage der Zeit, bis einer von diesen Touristen im Rausch überfallen wird und dem Kerl die Polizei auf den Hals schickt. Ich weiß nicht, ob Chandu da mitmacht, aber wundern würd's mich nicht.«

»Gott.« Anil nahm seine Brille ab, um einen Fleck vom Glas zu wischen. Er wusste, dass seine Brüder sich oft über Chandu ärgerten, weil er sich vor der Arbeit drückte, aber das hier hörte sich ernster an. Dennoch, Papa würde schon damit fertigwerden.

Endlich, nachdem es Ma gelungen war, nicht weniger als sechsunddreißig Personen in vier Fahrzeugen unterzubringen, kam der Moment der Abfahrt. Dutzende weitere Gäste wären gern mitgekommen, mussten aber zurück-

bleiben, weil es einfach keinen Platz mehr für sie gab. Die meisten Familien hatten einen Vertreter geschickt, damit Anil das kollektive Gewicht ihrer guten Wünsche spürte, wenn er sein Zuhause verließ.

Als schon alle saßen und die Autotüren sich schlossen, kam eine fünfjährige Cousine aus dem Gebüsch gerannt, die man beinahe vergessen hätte, und heilloses Chaos brach aus, bis das Kind auf irgendeinem Schoß sitzen konnte. Ma schloss den Kofferraum des Wagens, der genug frisch zubereitetes Essen enthielt, um die gesamte Familie dreimal satt zu bekommen, und schob ihren fülligen Körper mit leichten Schwierigkeiten auf die Rückbank. Nikhil drehte den Zündschlüssel und wirbelte beim Losfahren eine Staubwolke auf, durch die die übrigen Fahrzeuge feierlich folgten, als der Konvoi das kleine Dorf Panchanagar verließ, um dann zwei Stunden über unbefestigte Straßen zum Flughafen Sardar Vallabhbhai Patel in Ahmedabad zu rollen, der größten Stadt im indischen Bundesstaat Gujarat. Anil betrachtete die Armbanduhr, die Papa ihm zum Abschied geschenkt hatte. Das Stahlband glänzte, das silberne Zifferblatt hatte indigoblaue Zahlen und Leuchtzeiger. Es gab zwei Anzeigen: Eine war auf die Zeit in Panchanagar eingestellt, die andere auf die Zeit in Dallas, Texas. Über zehn Stunden trennten sein altes und sein zukünftiges Zuhause, und es würde länger als einen ganzen Tag in der Luft dauern, um die Entfernung zu überwinden. Dennoch, diese beiden Maßeinheiten erschienen ihm unbedeutend im Vergleich zu dem Leben, das er damit verbracht hatte, sich auf diese Reise vorzubereiten.

Lange vor diesem Tag, lange bevor er der Erste wurde, der sein Dorf verließ, bevor er der Erste in seiner Familie wurde, der auf die Universität ging anstatt auf die Reis-

felder, die ihr Land bedeckten, war Anil der erstgeborene Sohn seiner Eltern.

Jayant und Mina Patel bekamen noch vier weitere Kinder – Nikhil, Kiran, Piya und Chandu. Große Familien waren in ihrer Welt üblich. Die erweiterte Sippe, die unter dem Spitznamen von Anils Urgroßvater, »Moti«, großer Bruder, bekannt war, besaß fast das ganze Land im Umkreis von über sechs Meilen rund um das Große Haus. Anil war der Jüngste in der Reihe von ältesten Söhnen, zu der schon Papa und vor ihm sein Großvater gehört hatten, und als solcher waren die Erwartungen an ihn immer klar gewesen. Eines Tages würde er die Rolle seines Vaters als Oberhaupt der Großfamilie übernehmen, würde den Landwirtschaftsbetrieb leiten, finanzielle Unterstützung geben und bei Familienstreitigkeiten schlichten. Als Junge war Anil jeden Tag mit Papa auf die Felder gegangen, hatte gelernt, wie man Reis anbaut, ihn am besten erntet, in der Sonne trocknet und in Jutesäcken verpackt zum Markt transportiert.

Anil lernte schnell. Er war der Erste in seiner Klasse, der lesen konnte, der Erste, der Rechentabellen auswendig lernte. Tag für Tag verließ er die Schule mit einem Stapel Bücher, der von einer Kordel zusammengehalten wurde und den er mit Daumen und Zeigefinger schwang, wodurch eine tiefe rote Delle entstand, die er nach dem langen Nachhauseweg stolz inspizierte. Nachdem er dann mit Papa auf den Feldern gearbeitet hatte, las er bis spät abends seine Schulbücher im Schein der Kerosinlampe, die er sich von der Veranda holte, wo sie eigentlich für nächtliche Gänge zur Latrine griffbereit stehen sollte. Einmal, als er vergessen hatte, sie vor dem Einschlafen zurückzubringen, war Nikhil die Stufen hinuntergefallen und hatte sich den Knöchel verstaucht, aber als Anil dann Bestnoten in Ma-

thematik nach Hause brachte, waren sich alle einig, dass sich die Verletzung dafür gelohnt hatte. Anil wurde besser und besser in der Schule, und schließlich befreite Papa ihn von seinen Pflichten auf den Feldern, zumal seine Brüder inzwischen alt genug waren, um seine Arbeit mit zu erledigen.

Seit dem Tag, an dem Papa mit Maya aus der Klinik zurückgekommen war, herrschte zwischen ihm und Anil das unausgesprochene Einvernehmen, dass er einen anderen Weg einschlagen würde. Sie wurden zu Verbündeten, um aus Anil jemanden zu machen, der es über Panchanagar und seine begrenzten Möglichkeiten hinaus schaffen würde. Anil vertiefte sich in seine Biologiebücher und studierte die Abbildungen der menschlichen Anatomie, bis er jedes Organ, jeden Muskel und jeden Knochen benennen konnte. Als die Schulbibliothek ihm nichts mehr zu bieten hatte, bestellte er naturwissenschaftliche Zeitschriften, und von Jaypee Brothers in Delhi ließ er sich den *Atlas der menschlichen Anatomie* kommen. Wann immer Koocharoo, der Familienhund, der draußen schlief, von einer seiner Touren mit einer toten Maus oder einem Kaninchen nach Hause kam, setzte sich Anil auf die Veranda und öffnete den Kadaver behutsam mit dem kleinsten Messer, das er aus der Küche hatte stibitzen können, während der Koch schlief. Als er zwölf war, hatte er seinem Wissensdurst bereits zahllose Kricketspiele nach der Schule und träge Sommertage geopfert. Dort, in dem Dorf Panchanagar, umgeben von Feldern und Äckern, bereitete sich Anil darauf vor, eines Tages der erste Arzt in einer Familie zu werden, die Generationen von Bauern hervorgebracht hatte.

Erst als er sein Medizinstudium in Ahmedabad antrat, wurde Anil klar, was er wirklich geleistet hatte. Seine Mitstudenten, die alle aus reichen Großstadtfamilien stamm-

ten, waren jahrelang professionell gefördert worden: Sie hatten Schulen besucht mit Biologielaboren, in denen Präparate seziiert werden konnten, sie hatten die Ärztefreunde ihrer Eltern im Krankenhaus begleitet. Für sie war Anil bloß ein Dorfjunge, und sie ließen ihn seine mangelnde Erfahrung in allem, von Computern bis Popmusik, deutlich spüren. Anil blieb für sich und lernte unermüdlich, er wollte unbedingt beweisen, dass er genauso fähig war wie seine Kommilitonen.

Die sechs Jahre Studium hatten ihn nicht nur räumlich von zu Hause entfernt; sie hatten ihm eine andere Welt eröffnet. In der medizinischen Bibliothek waren ganze Regale gefüllt mit Fachliteratur zu Themen, die in Anils Grundlehrbuch lediglich in einem Kapitel abgehandelt wurden. In Ahmedabad lebten und arbeiteten zehntausendmal so viele Menschen wie in seinem Dorf. Es war der Geschmack der großen weiten Welt, der Anil im Mund haften blieb wie der Nachgeschmack von süßem *paan* und ihn bewog, sich um eine begehrte Stelle als Assistenzarzt in Amerika zu bewerben. Seine Professoren rieten ihm, sich keine allzu großen Hoffnungen zu machen, da es für einen ausländischen Studenten fast unmöglich war, eine Stelle in einer renommierten städtischen Klinik zu bekommen, aber Anil ließ sich nicht entmutigen und schrieb seine Bewerbung. Letztlich erhielten nur drei Studenten seines Jahrgangs ein Angebot für eine Assistenzarztstelle außerhalb Indiens: Einer ging nach England, der andere nach Singapur, und Anil wurde vom Parkview Hospital in Dallas angenommen, einem der größten Krankenhäuser in den USA.

»Ich weiß nicht, wie du allein zurechtkommen willst.« Mas Worte rissen Anil zurück in die Gegenwart. »Niemand, der für dich kocht, niemand, der dich versorgt. Das

Essen da soll furchtbar sein – fade und langweilig und immer nur *Fleisch*.« Sie spuckte das Wort aus, als wäre es genauso unangenehm im Mund, wie das, was es bezeichnete. »Wenn du zurückkommst, bist du klapperdürre, und wie sollen wir dann eine gute Frau für dich finden?«

Piya schnalzte mit der Zunge. »Ma, hör doch endlich auf, ihn dauernd mit dem Thema Heirat zu nerven.«

Anil lächelte, er war froh, dass seine kleine Schwester darauf bestanden hatte mitzukommen, obwohl ihr auf langen Autofahrten oft schlecht wurde. Ma sah Piya an und blinzelte mehrmals, als ob sie versuchte, ihre Tochter zu erkennen. »So ein Unsinn.« Sie schüttelte den Kopf. »Sohn, ich habe ein paar *tulsi*-Blätter und Kurkumapulver in den braunen Koffer getan. Kurkumapulver hält dich gesund, wenn du es jeden Tag nimmst. Husten, Schnupfen, Magenprobleme, Kopfschmerzen, Gelenkschmerzen – geht alles weg mit Kurkuma. Was glaubst du wohl, wieso ich keine Arthritis habe, wo meine arme Mutter kaum noch ihre Hände benutzen konnte?«

»Ma, du bist zu jung für Arthritis«, sagte Anil. Sie war acht Jahre jünger als Papa, und das einzige Anzeichen dafür, dass sie älter wurde, waren leicht angegraute Schläfen.

Ma sah zum Fenster hinaus, in Gedanken offensichtlich mehr bei ihrer verstorbenen Mutter als bei ihren Kindern im Wagen. Nach ein paar Minuten wandte sie sich wieder Anil zu. »Und, Sohn, bitte.« Sie presste die Hände zusammen, mit ernstem Blick. »Vergiss nicht, jeden Morgen zu beten. Gott allein kann dich da drüben beschützen.«

»Ja, Ma.« *Vergiss nicht, jede Woche zu schreiben; ruf an, wenn du kannst; trau niemandem; sei vorsichtig; lass die Finger von Fleisch und Alkohol – und komm nach Hause, sobald du kannst.* Anil ging im Geist die Mantras durch, die

seine Ma ihm schon seit Monaten eintrichterte, bis ihm klar wurde, dass er ja bald weit weg sein würde und ihre Stimme gar nicht mehr hören könnte.

»Du hast doch hier alle Möglichkeiten, Anil«, hatte seine Mutter gejammert, als er erklärt hatte, dass er seine Assistenzzeit in Dallas absolvieren wollte. »Du bist so klug, so begabt. Jedes Krankenhaus in Gujarat würde dich mit Kussband nehmen. Warum musst du so weit fortgehen?«

Ma glaubte, jeder Schritt, mit dem Anil sich von Panchanagar entfernte, wäre nur vorübergehend. Sie setzte eine Verbundenheit zu seiner Heimat voraus, die er nicht mehr empfand. Aber wenn man Samen aussäte, konnte man leider nicht sicher sein, wo oder wie sie wachsen würden, wie der Sohn eines Bauern nur allzu gut wusste. Manchmal mutierten sie oder keimten anderswo, wurden vom Wind von einem Feld zum anderen getragen. Nach dem erfolgreichen Abschluss seines ersten Assistenzjahres würde er in Amerika bleiben, um eine zweijährige Ausbildung zum Facharzt für Innere Medizin zu machen, und während dieser Zeit würde er sich für ein Spezialgebiet entscheiden, in dem er sich weiterbilden würde. Aber bis dahin würde Ma sich an Anils Abwesenheit gewöhnt haben und bei dem Gedanken, dass er für immer fortging, nicht mehr so verzweifelt reagieren.

Parkview – der idyllische Name beschwor Bilder von sanft geschwungenen Rasenflächen herauf, von einem hochmodernen Krankenhaus inmitten von Bäumen und Blumen. Dort würde es keine Rolle mehr spielen, wie Anil mit Nachnamen hieß, welcher Kaste er angehörte, oder dass er aus einer Bauernfamilie stammte. In Amerika konnte er seinen eigenen Weg gehen, sich einen eigenen Namen machen. Er würde nicht mehr der älteste Sohn von Jayant und Mina oder der Dorfjunge sein. Seine Kollegen würden ihn

nur als Anil Patel kennen, und er allein würde für Erfolg oder Scheitern verantwortlich sein.

Der Familienkonvoi war nun vor dem Flughafen angekommen, und Anil verdrängte jeden Anflug von Angst bei der Vorstellung, seine ganze bekannte Welt zurückzulassen. Er wollte nur nach vorne schauen: weiter, als das große zeremonielle Essen, das sie noch am Flughafen gemeinsam einnehmen würden, weiter, als die vielen Gruppenfotos, für die er würde posieren müssen, weiter, als den endlosen Nachthimmel, durch den er in sein neues Leben in Amerika fliegen würde.

Als Anil Stunden später zum ersten Mal in seinem Leben in einem Flugzeug saß und sein Heimatland unter ihm immer kleiner wurde, kehrten seine Gedanken zu den Ereignissen des Tages zurück, zu seiner zufälligen Begegnung mit Leena. In den Jahren, bevor sein Lerneifer ihn ins Haus getrieben hatte, war sie seine ständige Gefährtin gewesen. Sie hatten in den Zuckerrohrfeldern Verstecken gespielt, stets bedacht, die hohen Halme nicht zum Rascheln zu bringen, um sich nicht zu verraten. Leena war mutig, die Einzige, die nicht zurückschreckte, wenn sie in den Büschen Tigerjagd spielten und dabei auf eine Schlangenfamilie stießen. Sie war die Erste, die Anil herausgefordert hatte, auf eine Palme zu klettern, war mit ihren schwierigen Fußsohlen den schmalen Stamm hochgelaufen. Als Anil es das erste Mal versucht hatte, war er auf die Schulter gefallen und hatte noch Wochen danach Probleme bei seinen Schreibübungen gehabt. Wahrscheinlich hatte er sich die Rotatorenmanschette gerissen, dachte er später, aber damals wollte er sich nichts anmerken lassen, weil er sich dafür schämte, von einem Mädchen vorgeführt worden zu sein.

Eines Tages, als sie mal wieder zu zweit draußen spiel-

ten, zog Anil etwas aus seiner Tasche. »Guck mal«, sagte er, und als er die Hand öffnete, lagen da zwei *bidis*. Sie waren krumm und dunkel und sahen fast aus wie kleine Stöckchen, aber Leena wusste sofort Bescheid.

Sie beugte sich näher. »Wo hast du die her?«, fragte sie im Flüsterton, obwohl keiner in der Nähe war, der sie hätte hören können. Es war später Nachmittag, zu dieser Tageszeit beendeten die Männer die Arbeit auf den Feldern. Die Frauen kochten das Abendessen und wollten die Kinder aus dem Weg haben. Die Schule war aus, und mindestens noch eine Stunde lang, bis es dunkel wurde, würde niemand nach ihnen suchen. Das Gefühl, dass sie etwas Verbotenes taten, hing in der süßen, schwülen Luft zwischen ihnen.

»Von meinem Onkel. Mein Vater hat mich zu ihm geschickt. Ich sollte ihm einen Umschlag bringen, aber es war keiner im Haus. Ich hab die Kiste neben seinem Stuhl gesehen, und der Deckel war auf. Da waren so viele drin, das merkt er nie.« Anil hatte vor lauter Angst, erwischt zu werden, die handgerollten Zigaretten ganz tief in seine Hosentasche gestopft und sie erst jetzt das erste Mal hervorgeholt. Den ganzen Tag in der Schule hatte er dem Moment entgegengefiebert, ihr die *bidis* zu zeigen. »Weißt du ... Hast du ...?«

»Nein! Noch nie.« Leena wich zurück. Dann wisperte sie: »Du?«

Anil war überrascht. Er hatte gedacht, sie würde es ihm ansehen. »Nein, aber ich hab gehört, man kann Figuren in den Wolken sehen und Krishnas Flöte spielen hören.« Das hatte mal einer von den Jungs in der Schule gesagt.

Leenas Augen wurden rund. Langsam öffneten sich ihre Lippen zu einem Lächeln und offenbarten ihre Zahnücke. Andere Kinder hänselten sie manchmal deswegen, aber

Anil mochte sie. Er wusste, dass er ihr ein echtes Lächeln entlockt hatte, wenn er die kleine Lücke sehen konnte und nicht bloß ihre geschlossenen Lippen.

Anil kannte Leenas Antwort, noch ehe er sie fragte: »Sollen wir's mal versuchen?«

Sie hockten im Schneidersitz in dem Graben, der in etwa das viele Hektar umfassende Land der Familie Patel von der kleinen Parzelle trennte, die Leenas Familie gehörte und wie etliche andere an die Felder der Patels grenzte. Nachdem Anil die *bidis* angezündet und Leena eine gegeben hatte, nahm sie einen vorsichtigen Zug und musste augenblicklich husten. Anil erging es genauso. Sie lachten und husteten gleichzeitig, wischten sich Tränen aus den Augen und hatten Mühe, das Gleichgewicht zu halten, während sie die kleinen Zigaretten zwischen den Fingern hielten.

Leena nahm einen zweiten Zug und pustete den Rauch diesmal sauber wieder aus. Ihre Augen leuchteten. Anil atmete den Rauch bei seinem zweiten Versuch langsam und kontrolliert ein und wieder aus, bis es auch ihm gelang, ohne zu husten. Die rote Glut an der Spitze ihrer *bidi* tanzte und hüpfte vor Anils Augen. Die Bilder am Rande seines Gesichtsfeldes, die Bananenstauden und das schwankende hohe Gras, verschwammen ein wenig und ihm wurde schwindelig. Ging es Leena auch so? Die Erde lockte ihn, und Anil streckte sich auf dem Rücken aus. Leena legte sich neben ihn, und eine Weile sahen sie sich den Himmel und die vorbeiziehenden Wolken an.

»Mein Vater würde mich umbringen, wenn er mich beim Rauchen erwischt«, murmelte Leena leise.

»Mich würde meine *Mutter* umbringen«, sagte Anil, und damit meinte er nicht nur die Zigarette, sondern auch, dass Leena bei ihm war. »Das schickt sich nicht«, hatte Ma ein paar Wochen zuvor gesagt. »Du bist kein kleiner

Junge mehr, Anil, du kannst nicht mit Mädchen in deinem Alter rumlaufen und spielen.« Er war vor Kurzem vierzehn geworden. Leena war fast zwölf. Sie hatte noch keine Brüste entwickelt, wie manche Mädchen seines Alters in der Schule. Zwei Jahre zuvor waren Jungen und Mädchen in verschiedene Klassen aufgeteilt worden. Damit sollte es beiden Gruppen leichter gemacht werden, sich auf den Unterricht zu konzentrieren, aber es bewirkte genau das Gegenteil. Die Jungen in Anils Klasse schienen an nichts anderes mehr zu denken als an Mädchen, reichten Zettel und unanständige Bilder in der Klasse herum, wenn der Lehrer nicht guckte, und erzählten sich auf dem Pausenhof entsprechende Geschichten. Außerdem wurde Anils Mutter nie müde, ihn daran zu erinnern, dass die Patels eine bedeutende Rolle in der Gemeinde spielen würden und er nicht mit einer so einfachen Familie wie Leenas verkehren solle.

Anil hatte ein Surren im Kopf, oder eher ein angenehmes Summen, das sich anfühlte, als würde ihm jemand leise ins Ohr singen. Seine *bidi* war fast bis zum Ende abgebrannt. Er nahm einen letzten Zug und drückte sie dann mit den Fingern im Gras aus. Auch Leena hatte ihre *bidi* aufgeraucht. Sie hielt die geöffnete Hand über sich und fuhr mit dem Zeigefinger an den Umrissen einer Wolke entlang. Er betrachtete heimlich ihr Profil, den weichen Schwung ihrer Nase, ihr ausgeprägtes Kinn, das Schimmern von Gold an ihrem dunklen Ohrläppchen. Sie war nicht im herkömmlichen Sinne schön wie die Bollywood-Stars mit ihren runden Hüften und vollen Lippen, wie auf den Fotos, die die Schuljungen in ihren Büchern versteckten. Selbst wenn man ihn gezwungen hätte, wäre es Anil unmöglich gewesen zu sagen, was er an Leena so anziehend fand. Aber er sah sie gern an, und wenn sie nicht zusam-

men waren, stellte er sich ihr Gesicht vor, wobei er immer mit ihrem Mund anfang.

Mit dem Summen im Ohr und den träge dahintreibenden Schäfchenwolken am Himmel traute Anil sich, den Arm zu heben und Leenas Hand zu ergreifen. Sie sahen einander nicht an, als ihre Finger sich berührten und verschränkten und gemeinsam nach unten zwischen ihre Körper sanken, Anils Hand auf Leenas. Anil zählte im Kopf seinen Herzschlag, um seinen schneller werdenden Atem zu beruhigen. Er hätte sich am liebsten über sie gebeugt und sie geküsst. Stattdessen zählte er weiter, konzentrierte sich auf das Gefühl ihrer Hand unter seiner.

Er war bei achtunddreißig angekommen, als er das Geräusch wahrnahm. Zuerst hörte es sich an wie das Rascheln der Halme auf den Feldern, doch dann wurde es lauter, kam näher und entpuppte sich als der Klang menschlicher Stimmen. Anil hörte auf zu zählen. Leenas Körper spannte sich an. Was, wenn das ihre Eltern waren, die nach ihr suchten? Was, wenn es seine waren?

Der Graben war so tief, dass man nur über ihn hinwegsehen konnte, nicht hinein, wenn man mit etwas Abstand rechts oder links davon stand. Wer wissen wollte, ob sich jemand darin versteckte, musste schon bis ganz an den Rand treten. Aus diesem Grund verkroch Anil sich beim Versteckenspielen mit seinen Freunden gern hier, musste sich aber mucksmäuschenstill verhalten, während von irgendwo ferne Stimmen über die hügeligen Felder klangen. Eine Männerstimme, zu tief und wütend, um einem ihrer Väter zu gehören, wurde lauter und deutlicher. Leena wollte sich aufsetzen, doch Anil schloss seine Hand fest um ihre und zog sie wieder herunter. Sie wandten einander die Gesichter zu und sahen sich in die Augen, während die Geräusche näher kamen. Stöhnen. Keuchen. Eine schwa-

che Frauenstimme, die irgendwas Unverständliches sagte. Die Männerstimme, wieder lauter. Rascheln. Noch mehr Stöhnen.

Als ihnen klar wurde, dass diese Leute nicht auf der Suche nach ihnen waren, ja nicht einmal ahnten, dass sie da waren, nickte Anil Leena zu. Langsam setzten sich beide auf, spähten aus dem Graben und erstarrten vor Schreck. Keine zehn Meter entfernt war der nackte Hintern eines Mannes zu sehen, der sich heftig auf einer Frau auf und ab bewegte.

Anil brauchte einen Moment, ehe er den Mann erkannte. Es war einer von den kleineren Bauern aus der Gegend, er gehörte nicht zu den Angestellten der Patels. Anil wusste nicht, wie der Mann hieß, aber er wusste, wie seine Frau aussah – und das da war sie nicht. Der schlichte Baumwollsari über Kopf und Schultern und die braune Haut ihrer nackten Beine verrieten ihm, dass sie eine Dienstmagd war. Das Lendentuch des Mannes war hastig beiseitegeworfen worden und lag nicht weit vom Graben auf der Erde.

Anil und Leena sahen reglos und stumm zu, aber als die Dienstmagd den Kopf zur Seite drehte, fiel ihr Blick auf sie. Sie hatte einen leeren, gequälten Ausdruck in den Augen. Leena legte eine Hand auf Anils Unterarm, und er verstand sofort, was sie meinte: *Weg hier*.

Sie sprangen gleichzeitig auf, doch ein scharfer, stechender Schmerz schoss Anil vom rechten Fuß hoch bis in den Oberschenkel. Er schrie auf und fiel zu Boden, wo ein Bienenschwarm sein Bein umschwirrte.

Der Mann blickte auf und sah Leena dort stehen. »Was machst du hier? Scheißgöre! Ich bring dich um!«

Anil hielt sich den pochenden Fuß und konnte nur zusehen. Er tastete nach seiner Brille, die ihm von der Nase gefallen war. Der Mann stand auf, von der Hüfte abwärts un-

bedeckt, und kam auf sie zu. Leena sprang aus dem Graben und schnappte sich das Lendentuch. Sie hielt es hoch in die Luft und reckte drohend das Kinn vor, warnte ihn, näher zu kommen. Der Mann blieb stehen. Hinter ihm stand die Frau auf, bedeckte sich mit ihrem Sari und lief in entgegengesetzter Richtung durch die Felder davon.

Anil konnte mindestens drei Stacheln sehen, die aus seinem Fuß ragten. Er zwang sich, ruhiger zu atmen, und zog sie vorsichtig heraus, hörte dabei Leenas schweres Atmen und die Flüche des Mannes. Als er den letzten Stachel entfernt hatte, kletterte er langsam aus dem Graben und versuchte, seinen verletzten Fuß möglichst wenig zu belasten. Er fasste Leena am Ellbogen. Sie schleuderte das Lendentuch in die Luft, und die beiden rannten weg, hörten die Schreie des Mannes hinter ihnen leiser werden.

Trotz des Schmerzes war Anil wohl noch nie im Leben schneller gelaufen, und dennoch war Leena auf dem ganzen Weg bis zum Flussufer ein Stück vor ihm. Am Morgen wimmelte es an beiden Ufern des Flusses von Frauen, die Wasser holten, am späten Nachmittag wuschen sich dort die Männer nach der Arbeit auf den Feldern. Jetzt jedoch, in der Abenddämmerung, war niemand da. Leena watete, ohne ihre Sachen auszuziehen, ins Wasser und tauchte vollständig unter, während Anil sich am Rand niederließ und Händevoll Schlamm aus dem Flussbett schaufelte, um sie auf seinen Fuß zu packen. Hinterher saßen sie auf einem breiten, flachen Felsen am Ufer, Leena ließ sich in der warmen Luft trocknen, und der kühlende Schlamm linderte den Schmerz in Anils Fuß.

Sie sprachen weder darüber, was sie gesehen hatten, noch über ihr knappes Entkommen. Auch die Momente davor blieben unerwähnt: die Zigaretten, der Rausch, ihre verschlungenen Hände und der Beinahekuss. Alles zusam-

men – das Zärtliche, das Verbotene, das Unschuldige und das Brutale – waren jetzt miteinander verwoben und somit unaussprechlich geworden.

Am Abend schrubkte Anil sich an der Wasserpumpe vor dem Großen Haus den Tabakgeruch von den Händen, ehe er hineinging. Als seine Mutter sah, wie er auf dem Weg nach oben ins Bett humpelte, gab Anil zu, dass er auf einen Bienenstock getreten war, und erlaubte ihr, seinen Fuß mit einer Salbe einzucremen.

Nicht lange nach diesem Tag, als Anil so richtig in die Pubertät kam, veränderte sich sein Leben auf vielerlei Weise. Er nahm seine Schularbeiten ernster und verbrachte nicht mehr so viel Zeit draußen. An den meisten Wochenenden verfolgte er lieber die von seinem Vater geleiteten Schiedsverhandlungen, als mit seinen Freunden Cricket zu spielen. Die Trennung zwischen Jungen und Mädchen, die in der Schule begonnen hatte, wurde mit der Zeit größer und weitete sich auch auf den sozialen Bereich aus. Anil sah Leena nur noch gelegentlich, wenn sie mit Piya zur Schule ging, aber Mas Ablehnung ihrer Freundschaft gepaart mit seiner eigenen Enttäuschung, weil er feige gewesen war, hatten zur Folge, dass er sich ihr gegenüber zurückhaltend verhielt.

Als Anil mit achtzehn fortging, um in Ahmedabad Medizin zu studieren, verlor er Leena ebenso aus den Augen wie viele andere seiner Freunde. In den sechs Jahren seines Studiums arbeitete er daran, die Unzulänglichkeiten zu überwinden, mit denen ihn das kleine Dorf Panchanagar belastet hatte. Da er Leena viele Jahre nicht gesehen hatte, waren ihre gemeinsamen Kindheitserlebnisse, diese Erinnerungen und seine Gefühle für sie in den Hintergrund getreten, aber sie waren dennoch nicht vergessen.

Anil trat durch die Schiebetür des Flughafens Dallas/Fort Worth hinaus in die warme Luft, die ihn willkommen hieß. »Ah, genau wie zu Hause.«

Baldev Kapoor, sein neuer Mitbewohner, legte ihm lachend einen Arm um die Schultern. »Mein Freund, du bist jetzt in Amerika, hier ist *nichts* wie zu Hause.« Er grinste durch seinen gepflegten Spitzbart.

Und wahrhaftig. Das Wetter erinnerte Anil an Indien, aber ansonsten war alles anders. Schon der Flughafen war ein Wunder an Ordnung und Sauberkeit. Die Passagiere standen geduldig in Warteschlangen und traten höflich vor. Keiner drängelte, keiner rempelte andere an, keiner spuckte auf den Boden. Anil hatte vorsichtshalber eine Rolle Bargeld in der Tasche, aber weder die Zollbeamten noch die Leute an der Passkontrolle verlangten Schmiergeld, um ihn durchzulassen. Sie kontrollierten bloß seine Papiere und stempelten seinen Pass ab.

Baldev fuhr, und Anil blickte durch die Windschutzscheibe auf die gewundenen Highways, die sich vor ihm erstreckten, und die leeren Weiten zu beiden Seiten. Die Straßen waren frei von Schlaglöchern oder Abfällen, mit geraden weißen Linien versehen, die ein ähnliches Gefühl

von Verheißung auslösten wie ein neues, unbeschriebenes Blatt in einem Heft. Wo waren die schwarzen, Rauch ausstoßenden Laster, die Motorroller, die sich durch den Verkehr schlängelten, die gemächlich dahintrottenden Ziegen und Kühe?

»Wieso ist alles so leer? Sind gerade Ferien oder so?«, fragte er Baldev, der schon seit einigen Jahren in Amerika lebte, weil er als Teenager mit seinen Eltern von Delhi nach Houston gezogen war.

»In den großen Städten sieht's anders aus, aber Texas ist noch immer ein weites, offenes Land«, erklärte Baldev mit einem Schmunzeln. »Man muss drauf achten, nicht zur falschen Zeit am falschen Ort zu sein, wenn du verstehst, was ich meine.«

Anil hatte die Wohnung über eine Annonce gefunden, die ihr dritter Mitbewohner aufgegeben hatte, Mahesh Shah. Sein gujaratischer Name hatte Ma ein wenig beruhigt. *Am IIT ausgebildeter Computertechniker*, stand in der Annonce, *Mitte 20, guter Job, finanziell abgesichert, sucht zwei ebensolche Mitbewohner für luxuriöse Wohnung in Irving, Texas. Antialkoholiker, Nichtraucher, Vegetarier*. Das klang zu schön, um wahr zu sein, und Anil war fest davon ausgegangen, dass ihm schon andere zuvorgekommen waren, aber Gott war ihm gnädig gewesen, genau wie bei jeder Station seines Weges. Die Monatsmiete von sechshundert Dollar würde sein Budget strapazieren, aber die Wohnung lag nur zwanzig Minuten vom Krankenhaus entfernt, und die Vorstellung, Mitbewohner aus der Heimat zu haben, war beruhigend.

Die Wohnung war größer, als Anil erwartet hatte, und alles schien funkelnagelneu zu sein. Der weiche sandfarbene Teppichboden passte perfekt zur Farbe der Wände. Die Küche hatte glänzende, geflieste Arbeitsflächen und

tadellose Elektrogeräte. Wenn seine Mutter das nur sehen könnte – aber das würde sie natürlich nie. Papa hatte sechs Rinder verkaufen müssen, nur um das Geld für Anils Flugticket aufzubringen. Nun würde er selbst von seinem kümmerlichen Gehalt, das er als Assistenzarzt verdiente, Geld zurücklegen müssen, um Besuche in der Heimat bezahlen zu können.

Baldev zeigte ihm Maheshs Zimmer mit dem ordentlich gemachten Bett und angrenzenden Bad, dann sein eigenes unaufgeräumtes Zimmer, die Wände voll mit Postern von Bollywood-Starlets, eine Hantelbank in der Ecke. Dann führte er Anil zur Toilette, die von der Diele abging und die sie beide benutzen würden, und entschuldigte sich für diese Regelung. Aber Anil war es so lieber: Er war mit einer Latrine im Freien aufgewachsen und fand die Vorstellung, eine Toilette direkt neben seinem Schlafzimmer zu haben, unappetitlich.

Als Anil auspackte, stellte er verwundert fest, dass seine Sachen, die zu Hause auf dem Dach des Maruti so viel Platz eingenommen hatten, in dieser großen Wohnung praktisch verschwanden. Die Packung Kurkumapulver, die Ma in seinen Koffer gelegt hatte, war aufgeplatzt und hatte die Hälfte seiner Kleidung verfärbt, die er nun würde wegwerfen müssen. Am meisten Platz nahmen seine medizinischen Lehrbücher ein: vierundzwanzig Bände, die alles Wissen repräsentierten, das er sich in den vergangenen sechs Jahren angeeignet hatte. Anders als viele Kommilitonen, die ihre Bücher nach dem Examen gleich verkaufen wollten, hatte Anil seine in dem sicheren Gefühl behalten, dass sie ihm in seiner Zeit als Assistenzarzt ein Rettungsanker sein würden.

Als er fertig war, trat Anil zurück und ließ den Blick durch sein neues Zimmer wandern. Er mochte das Gefühl von Ordnung, empfand es als ein gutes Vorzeichen

für einen Neuanfang. Er war beeindruckt von dem Überfluss, der Amerika zu prägen schien. Der offene Flughafen, die breiten Straßen, dieses halb leere Zimmer – überall war mehr als nötig, mehr als er vernünftigerweise erwarten konnte. Plötzlich fühlte Anil sich ein wenig einsam bei der Vorstellung, zum ersten Mal in seinem Leben allein zu schlafen, schließlich hatte er sich bislang immer ein Zimmer mit einem Bruder oder Mitbewohner geteilt. Stattdessen konzentrierte er sich auf das befreiende Gefühl, endlich hier zu sein, wo er ganz er selbst sein konnte, nicht mehr am College, wo er immer nur der Dorfjunge gewesen war, und nicht mehr in seinem Dorf, wo stets die Erwartungen seiner Familie auf ihm gelastet hatten.

Baldev erschien in der Tür von Anils Zimmer. »Hey Mann, komm, wir gehen aus. Mahesh wartet draußen. Wir bieten dir gleich das beste Essen in Amerika.« Er schob sich die Sonnenbrille in sein gestyltes Haar und zog eine Augenbraue hoch. »Tex-Mex. Wird dir schmecken, hundertpro.«

Als Baldev die Wohnungstür abschloss, kam eine Frau aus der Wohnung nebenan. Sie trug ein türkisblaues Sportoutfit, und rotbraunes Haar fiel ihr wellig bis auf die Schultern. Anil meinte, einen leeren, fast traurigen Ausdruck in ihrem Gesicht zu erkennen, doch als sie sich zu ihnen umdrehte, lächelte sie breit. »O, hi. Ihr müsst meine neuen Nachbarn sein.« Sie warf sich eine Sporttasche über die Schulter. »Ich bin Amber. Ich wohne hier.« Sie zeigte nach hinten auf die Tür, aus der sie gekommen war. Ihre Stimme erinnerte Anil an den Duft, der zu Hause aus der Küche wehte, wenn der Koch frische Süßigkeiten zubereitete: in *ghee* dünstendes Mehl, ein Aroma, das er mit Vorfreude verband.

»Ich bin Dave«, sagte Baldev, und seine Stimme schien plötzlich tiefer geworden zu sein. »Und das ist ... Neil.«

Baldev packte Anil an den Schultern und schüttelte ihn leicht. »Mein Freund hier ist Arzt und wurde vom Parkview Hospital extra aus Indien angefordert. So gut ist er. Der Beste im ganzen Land.«

Heiße Röte stieg Anil ins Gesicht. »Äh ... das stimmt nicht ganz. Ich ...«

»Ehrlich?« Amber sah ihn an. »Du siehst so jung aus. Hätte nicht gedacht, dass du schon Arzt bist.« Sie lächelte und wechselte die Sporttasche auf die andere Schulter.

»So jung bin ich gar nicht. Dreiundzwanzig«, sagte Anil. »In Indien können wir schon früher mit dem Studium anfangen, deshalb werden wir auch früher fertig. Aber in der praktischen Ausbildung gleicht sich das dann wieder aus. Deshalb bin ich hier.«

»Darüber würde ich gern mal mehr erfahren«, sagte Amber. »Ich finde Medizin faszinierend.« Sie stellte die Sporttasche auf den Boden und lehnte sich gegen die Wand zwischen den beiden Wohnungen.

Anil merkte, dass Baldev endlich fahren wollte, denn er bewegte sich Richtung Parkplatz, wo Mahesh bestimmt schon wartete. Aber Anil wollte bleiben, wo er war. Bislang waren alle seine Gespräche in Amerika – im Flughafen, mit den Beamten von der Einwanderungsbehörde – sachlich und kühl gewesen. Jetzt endlich spürte er etwas menschliche Wärme. Er erwiderte Ambers Lächeln und überlegte krampfhaft, was er Interessantes oder Witziges sagen könnte.

»Jedenfalls ist es schön, hier zu wohnen«, sagte Amber in die Stille hinein, die er hätte füllen sollen. »Ich bin erst seit sechs Monaten hier und hab noch nicht viele Bekanntschaften geschlossen, aber man sieht hier viele junge Leute wie uns. Und der Gemeinschaftspool ist ein echter Segen in dieser Hitze.«

»Ja, kann ich mir vorstellen«, sagte Anil. Er klammerte sich an die Formulierung *wie uns*, an die Idee, dass damit sie beide gemeint waren. Anil war noch nie in einem Pool geschwommen. Er war überhaupt noch nie woanders geschwommen als in dem Fluss und den Wasserfällen um Panchanagar, und zwar in seiner normalen Kleidung oder nackt. Er musste sich unbedingt noch vor dem nächsten Wochenende eine Badehose kaufen. Anil wollte das Gespräch noch nicht beenden, aber er hörte ein Auto hinter sich hupen.

»Na dann, es war nett, dich kennenzulernen, Neil.«

»Eigentlich heiÙe ich A-nil.«

»Ah-niil?« Sie blickte ihn fragend an, und er nickte.

»Bis bald.« Er hätte sich in den Hintern treten können, weil seine Verabschiedung so nichtssagend klang, doch Ambers Gesicht erhellte sich zu einem strahlenden Lächeln. In dem Moment beschloss er, dass sie schöner war als sämtliche Bollywood-Sternchen auf Baldevs Postern oder überhaupt irgendwer. Amber strich ihr glänzendes Haar mit einer schwungvollen Bewegung nach hinten und band es zu einem Pferdeschwanz zusammen, während sie zum Parkplatz ging.

Anil setzte sich auf den Beifahrersitz des blauen Honda Civic und begrüßte Mahesh, einen drahtigen Mann mit Brille und einem Handy am Gürtel, ehe er sich zu Baldev umdrehte. »Was sollte denn der Quatsch mit den Namen?«

»*Bhai*, du musst lernen, dich hier anzupassen. Du kriegst nie eine Freundin, wenn du rumläufst und dich verhältst, als wärest du noch in Indien, glaub mir.«

»Geht's um die Frau von nebenan, die *Amerikanerin*?«, fragte Mahesh. »Wieso interessierst du dich für sie?«

Baldev schnalzte mit der Zunge und drohte Anil mit dem Finger. »Komm bloß nicht auf die Idee, dich da drüben mit

irgendwelchen Amerikanerinnen einzulassen, Sohn«, sagte er mit schriller Stimme. »Wir arrangieren hier deine Heirat, wenn es so weit ist.« Er lachte und sprach wieder normal weiter. »War's so?«

Anil und Mahesh lachten. »Genau so«, sagten beide gleichzeitig und wackelten mit den Köpfen, wie sie es von ihren Müttern kannten.

Anil hatte noch nie eine Margarita getrunken, und gleich beim ersten eisigen Schluck spürte er einen stechenden Schmerz im Kopf. »Was ist los? Ich hab dir eine ohne Gift bestellt«, sagte Baldev. Er sah Anils fragende Miene und erklärte: »Eine Margarita ohne *Alkohol*, du Idiot.«

»Ach so.« Anil nickte langsam. »Ich dachte gerade, dass man in diesem Land wirklich alles bekommt, was man will.« Er griff nach dem Korb mit Tortilla-Chips auf ihrem Terrassentisch. »Ohne Gift, sehr gut.«

Baldev warf den Kopf in den Nacken und lachte. »Unser Mr Tugendbold hier hat mich schon belehrt, dass ihr Gujus keinen Tropfen Alkohol anrührt.«

»Ich hab nicht von allen Gujaratis gesprochen«, setzte Mahesh an, »aber meine Familie trinkt nun mal keinen.«

»Genau, und du hältst auch nicht alle Punjabis für Heiden, bloß diejenigen von uns, die sich hin und wieder mal einen genehmigen.« Baldev hob sein Glas und trank einen kräftigen, kühlen Schluck. »Und Fleisch essen«, schob er nach, als der Kellner einen heißen Teller mit Fajitas auf den Tisch stellte. Als Anil der Fleischgeruch in die Nase stieg, drehte er sich weg. »Ach komm, stell dich nicht so an. Ist bloß Hühnchen. Ich weiß doch, dass ihr einen Herzinfarkt kriegen würdet, wenn ich Rind bestellt hätte, und wir wollen schließlich nicht, dass unser Arzt einen Herzkasper kriegt.«

»Ich bin noch gar kein richtiger Arzt«, sagte Anil, »bloß Assistenzarzt.«

»Unwesentlich, mein Freund.« Baldev häufelte Grillfleisch auf eine Tortilla. »In Amerika musst du dich verkaufen. *Arzt* klingt viel besser als *bloß Assistenzarzt*, okay? Amber hat's gefallen, oder etwa nicht?« Er biss in seine Fajita und stieß sich mit dem Daumen gegen die Brust. »Sieh mich an, ich bin Berater für digitale Vernetzung.«

Mahesh sagte, den Mund voll Reis mit Bohnen: »Was bedeutet, dass er für einen Elektromarkt arbeitet und Leuten dabei hilft, ihre Computer anzuschließen.«

»Immer noch besser, als den ganzen Tag in deiner Bürowabe zu hocken und Codes zu schreiben.«

Mahesh beugte sich vor. »Hey, du redest mit einem leitenden Software-Entwicklungsexperten.«

»Jetzt hast du's kapiert, mein Freund.« Baldev hob sein Glas. »Auf Amerika, wo du alles werden kannst, was du willst. Nach oben sind keine Grenzen gesetzt.«

Genau. Anil stieß mit den anderen an. Alles, was ich will. *Nicht, was Mutter-Geschwister-Tanten-Onkel-Cousins-Nachbarn-Großfamilie-Dorf wollen.*

Baldev leerte seine Margarita und winkte den Kellner herbei, um noch eine zu bestellen.

»Für mich auch«, sagte Anil und fügte hinzu: »Diesmal ruhig mit Gift drin.«

Baldev beugte sich vor und schlug ihm auf die Schulter. »Spaß, mein Freund. Wir werden viel Spaß zusammen haben.«

Die nächste Margarita schmeckte besser als die erste, so gut, dass Anil sie innerhalb weniger Minuten fast ganz austrank. Er fing an, sich so leicht zu fühlen, als würde er gleich davonschweben. Als er den Rest der scharfen Salsa über seine Käse-Enchiladas goss, die pikant und köstlich

waren, verhallten die Warnungen seiner Mutter vor fadem Essen und Alkohol in Bedeutungslosigkeit. Bis jetzt schien Amerika das Beste von Indien zu umfassen, ohne all das, was er lieber hinter sich lassen wollte. Anil lehnte sich auf seinem Stuhl zurück, verscheuchte eine Mücke von seinem Arm und atmete tief die texanische Sommernacht ein.

Das Datum der Orientierungsveranstaltung für die neuen Assistenzärzte war schon lange auf Anils Kalender rot umkringelt. Doch obwohl er an diesem Tag frühzeitig aufgestanden war, kam er beinahe zu spät ins Auditorium, nachdem er über farbig markierte und mit alphanumerischen Codes versehene Gänge durch den weitläufigen Krankenhauskomplex geirrt war, der mit seinen vielen Nebengebäuden an einen großen Flughafen erinnerte. Anil hatte sich einiges über das Parkview Hospital angelesen und gedacht, er wüsste, was ihn erwartete, als er es am ersten Tag freudig und aufgeregt durch den Haupteingang betrat. Aber die Wirklichkeit war anders: so gigantisch, so flirrend vor Energie wie ein gewaltiger atmender Riese.

Noch während Anil sich einen Platz im Auditorium suchte, klopfte ein Mann auf das Mikrofon und stellte sich als Leiter des Ausbildungsprogramms vor. Casper O'Briens Unterschrift hatte auf jedem Brief geprangt, den Anil vom Parkview erhalten hatte, und jetzt sah er endlich den dazugehörigen Mann auf der Bühne, gut über einen Meter achtzig groß und mit einer sonoren Stimme. »Willkommen am Parkview«, sagte er, »einer der besten Ausbildungskliniken im Land. Sie werden uns drei Jahre Ihres Lebens geben, es wird sich anfühlen wie sechs, aber wir entschädigen Sie dafür mit neun Jahren Erfahrung.« Die Zuhörer lachten leise. Anil schlug die Beine übereinander, doch stellte dann wieder beide Füße auf den Boden. »Es ist unsere Auf-

gabe«, sagte O'Brien, »mittellosen und bedürftigen Menschen medizinische Hilfe und Versorgung zu bieten. Was das heißt, Ladys und Gentlemen, werden Sie hier bei uns sehen.«

»... und es wird kein schöner Anblick sein.« Die leise Stimme gehörte zu einem großen blonden jungen Mann in einem braunen Blazer in der Reihe vor Anil.

O'Brien schritt auf dem Podium hin und her, seine langen Beine bewegten sich so zackig wie Scherenklingen. »Wir haben über eine Million Patienten im Jahr. Wir holen mehr Babys auf die Welt als jedes andere Krankenhaus, nicht bloß in den USA, sondern *weltweit*.« Er blieb stehen und hob einen Zeigefinger. »Ich glaube, es gibt keinen besseren Ort, um sich als Arzt seine Sporen zu verdienen. Wenn Sie hier bei uns Ihre Ausbildung abgeschlossen haben, steht Ihnen die Welt offen.«

Dann überschüttete er seine Zuhörer mit Informationen – Abläufe im Krankenhaus, Funktionen der Mitarbeiter, Einsatz auf den Stationen, Zusammenstellung von Teams. Anil konnte sich nicht alles merken, aber eine Zahl beeindruckte ihn besonders: Parkview beschäftigte zwölftausend Mitarbeiter, was das Zwanzigfache der Bevölkerung seines Dorfes war. Er würde im ersten Jahr seiner Facharztausbildung die verschiedenen Abteilungen der Station für Innere Medizin durchlaufen. Allgemeines Papierrascheln setzte ein, als die Zuhörer angewiesen wurden, sich ihre Einsatzpläne für das Jahr abzuholen.

»Ich fang in der Notaufnahme an, schlimmer kann's danach nicht mehr kommen«, sagte ein Mann links von Anil. Er war mit Hemd und Strickjacke deutlich lässiger gekleidet als die anderen.

»Ich auch.« Anil hielt seinen Einsatzplan hoch.

»Charlie Boyd.« Sein Gesicht verzog sich zu einem brei-

ten Grinsen, und er streckte Anil die Hand entgegen. »Freut mich, dich kennenzulernen, Kumpel.«

In der Notaufnahme, scherzhaft auch Fußabtreter des Krankenhauses genannt, wurden über 100 000 Patienten im Jahr behandelt. Anils Ausbilder war ein untersetzter, muskulöser Facharzt namens Eric Stern. Er hatte einen starken New Yorker Akzent und war ständig in Bewegung: Er ging mit raschen Schritten und gab rasend schnelle Anweisungen, die mit Ausdrücken durchsetzt waren, die Anil nichts sagten. »Jetzt mal dalli, Patel.« Eric kam an Anils erstem Tag in der Notaufnahme in dessen Untersuchungsraum. »Sie können nicht fünfzehn Minuten lang Anamnese machen. Der Warteraum da draußen ist voller Patienten. Diagnostizieren und stabilisieren. Entlassen oder aufnehmen. Das sind Ihre einzigen Aufgaben. Was ist hier das Hauptsymptom?« Er warf einen Blick auf das Patientenblatt. »Unterleibsschmerzen? Schicken Sie ihn runter zum CT und ab zum nächsten Patienten.« In Ahmedabad hätte Anil erst eine gründliche Untersuchung vorgenommen, um alle anderen Optionen auszuschließen, ehe er einen Patienten zu dem einzigen CT-Scanner geschickt hätte, den sich drei Krankenhäuser teilten, wo die Warteschlangen lang waren und Ergebnisse manchmal erst nach Tagen vorlagen.

Binnen weniger Wochen drückte der Rhythmus der Notaufnahme Anil seinen Stempel auf. Die Morgenvisite begann pünktlich um sieben Uhr, danach verteilte sich das Team und arbeitete den ganzen Tag in einem fieberhaften Tempo – Neuaufnahme von Patienten, Anamnesen, Untersuchungen, Einweisungen zur stationären Behandlung, unaufhörlich, fast ohne Pausen. Nachmittags war der Wartesaal hoffnungslos überfüllt. 100 000 Patienten pro Jahr,

das hieß, jeden Tag rund um die Uhr alle vier Minuten ein neuer Patient.

In der fensterlosen Welt der Notaufnahme kam Anil kaum in Kontakt mit den übrigen Anfängern. Die Mitarbeiter der Notaufnahme durften ihre Posten nicht verlassen, um an der großen Visite oder an Vorträgen von anderen Fachärzten teilzunehmen. Mittags begnügte Anil sich oft mit einem Müsliriegel aus dem Automaten, während er auf den nächsten Patienten wartete. Wenn die anderen Pizza bestellten, nahm Eric immer eine mit extra viel Fleisch, klappte je zwei Stücke aufeinander wie ein Sandwich, und verschlang sie. Anil fiel der Umgang mit Eric schwer, denn er war so ganz anders als die Ärzte, die er in Indien gekannt hatte. Eric trat laut und schnodderig auf, hatte eine auffällige Narbe auf der Stirn, die er sich angeblich beim Kite-Surfen geholt hatte, einer Kreuzung aus zwei anderen gefährlichen Sportarten, von denen Anil noch nie gehört hatte.

Von den Dutzenden anderen Ausbildungsärzten in der Notaufnahme waren zu Anils Überraschung die Hälfte Frauen, und er versuchte, ihnen aus dem Weg zu gehen, weil er nicht wusste, wie er sich ihnen gegenüber verhalten sollte. Bei den Schwestern fühlte er sich dagegen wohler, weil auch in Indien die meisten Pflegekräfte weiblich waren. Anil war der einzige Ausländer in seiner Gruppe und einer der wenigen, die nicht weißer Hautfarbe waren. Wie Anil war auch die Mehrheit der Patienten im Parkview nicht weiß. Zu Hause in Indien hatte Anil sich das Parkview als ein idyllisches Paradies vorgestellt, doch in Wirklichkeit war es der letzte Anlaufpunkt für die Ärmsten der Stadt. Wer keine Krankenversicherung hatte, kein Geld und keinen Hausarzt, kam ins Parkview, vor allem in die Notaufnahme. Da war die Obdachlose, die als An-

schrift »die Erde« angab. Ihre Haare waren ein ungekämmtes Nest, auf dem ein sorgsam gefaltetes Stück Alufolie lag, das sie auch während der Untersuchung nicht abnehmen wollte. Und da war der Mann, der nach Fusel stank, eine rote Alkoholikernase hatte und dennoch behauptete, nicht betrunken gewesen zu sein, als er sich bei einem Sturz die Stirn an einer Glasscherbe aufgeschnitten hatte.

Am Ende jedes Tages war Anil nicht nur erschöpft, sondern auch psychisch ausgelaugt. Die Ausflüchte und das Misstrauen der Patienten machten ihm zu schaffen, die Verzweiflung in ihren Augen und ihren Stimmen, der Geruch nach Urin und Dreck. Wenn er abends nach Hause kam, meistens erst nach zehn Uhr, nahm er als Erstes eine sehr lange Dusche und wusch seinen Körper, bis die duftende Seife seine Sinne überflutete.

Von den Assistenzärzten im ersten Jahr wurde erwartet, dass sie abends noch lernten, und Anil hatte eine umfangreiche Lektüreliste erhalten. Jeden Abend verließ er das Krankenhaus mit dem festen Vorsatz, sich die Liste vorzunehmen, aber nach dem zwölfstündigen Arbeitstag schaffte er es kaum durch das erste Thema, ehe er einschlief. Wenn dann um fünf Uhr morgens sein Wecker klingelte, wachte er umgeben von Büchern in seinem Bett auf, Brille auf der Nase und Licht an.

»Haben Sie Eric Stern gesehen?«, fragte eine Krankenschwester Anil, der sich als einziger Weißkittel vor der Morgenvisite in der Nähe der Aufnahme aufhielt. »Ich hab einen dringenden Fall.«

»Kann ich übernehmen«, sagte Anil und griff nach dem Patientenblatt.

»Sicher?« Sie blickte auf sein Namensschild. »Ist keine kleine Sache.«

Anil nahm das Blatt. Er hatte auf eine Gelegenheit gewartet, bei der Visite einen eigenen Fall vorzustellen, um den Oberarzt zu beeindrucken. Der Patient, ein junger Mann in Straßenkleidung, lag in Kabine 6, der Kopf war zur Seite gesunken und der Mund offen.

»Sir?« Anil schüttelte den Patienten an der Schulter und leuchtete ihm in die Augen. Die Pupillen waren zusammengezogen, seine Atmung flach. Keine Alkoholfahne, und abgesehen von Spuren einer verheilten Krätze keinerlei Verletzungen am Körper. Anils Puls raste, als er die Differentialdiagnose im Kopf durchging. *Hirnstammb Blutung. Lungenembolie*. Er versuchte, den Patienten aufzurichten, stellte aber überrascht fest, wie schlaff und schwer der Körper war. Der Patient plumpste dumpf wieder aufs Krankenhausbett, und sein Kopf fiel zur Seite.

Anil riss den Vorhang auf und rief nach einem Intubationswagen, genau in dem Moment, als der Oberarzt der Notaufnahme zusammen mit Eric und dem übrigen Team um die Ecke kam.

»Patel, wo haben Sie gesteckt?«, schnauzte Eric. »Visite fängt um sieben an. Pünktlich.«

»Ich hab hier einen kritischen Patienten«, sagte Anil. »M-muss vielleicht intubiert werden.«

»Hoppla«, sagte der Oberarzt. »Dann wollen wir mal sehen. Atmung?«

»Flach.«

»Aber er atmet eigenständig, ja? Überprüfen wir die Atemwege.« Der Oberarzt schob einen Zungenspatel tief in den Mund des Patienten, der prompt zu würgen begann, ein erstes sichtbares Lebenszeichen. Dann wandte er sich an den Rest des Teams. »Dieser Reflex zeigt uns, dass er seine Atemwege schützt. Intubation unnötig.« Er warf Anil einen Blick zu. »Puls?«

Fünfundfünfzig, erinnerte Anil sich, aber mit Fs hatte er die größten Schwierigkeiten. Er spürte förmlich, wie sie hinter seinen Lippen lauerten, bereit, übereinanderzustolpern, sobald er den Mund aufmachte, also sah er lieber wortlos zu, wie der Oberarzt das Herz des Patienten mit seinem Stethoskop abhörte. »Puls sechsendfünfzig – normal. Was noch? Blutdruck?«

»Ha-ha-hab ich nicht gemessen.« Anil versuchte, ruhig zu atmen, während ihm die Röte ins Gesicht stieg.

Der Oberarzt wandte sich an den Rest des Teams. »Kann mir hier vielleicht irgendwer, der mindestens eine Woche Medizinstudium hinter sich hat, die ersten Behandlungsschritte bei einem nicht ansprechbaren Patienten aufzählen?«

Der Typ im braunen Blazer von der Einführungsveranstaltung meldete sich: »Atemwege, Atmung, Kreislauf.« *Trey Crandall*, las Anil auf seinem Namensschild.

Der Oberarzt wandte sich wieder Anil zu. »Schon mal gehört? Haben Sie bei der körperlichen Untersuchung irgendwas bemerkt, Dr. Patel?« Ein harter Unterton hatte sich in seine Stimme geschlichen. »Sie haben doch eine körperliche Untersuchung durchgeführt, oder? Ist Ihnen vielleicht irgendwas an den Armen des Patienten aufgefallen?« Er hielt den Arm des Patienten hoch, sodass alle ihn sehen konnten.

»Abheilende K-k-krätze-Infektion ...« Anil brannte das Gesicht, und es pochte ihm schmerzhaft hinter den Augen. Er durchforschte sein Gedächtnis nach irgendeiner möglichen Folgeerkrankung von Krätze, tastete in seiner Tasche nach den Karteikarten, die er für diese Rotation vorbereitet hatte.

»Krätze?« Der Oberarzt grinste. »Hat jemand eine andere Idee?«

Die Stimmung in Kabine 6 änderte sich, als die Sorge

um den Zustand des Patienten durch Anils öffentliche Demütigung verdrängt wurde. Einige Augenblicke lang war nur das unaufhörliche Piepsen eines Monitors hinter dem nächsten Vorhang zu hören, dann meldete sich erneut Trey Crandall zu Wort, um das Vakuum zu füllen, das durch Anils verpatzte Chance entstanden war. »Nadeleinstiche?«, schlug er vor.

Der Oberarzt ließ den Arm des Patienten fallen und zeigte auf Trey. »Volltreffer! Diese Art von Patienten haben wir oft in unserer Notaufnahme, Patel. Die Einstichspuren auf dem Arm weisen eindeutig darauf hin, dass der Patient intravenös Drogen konsumiert. Ich wette, bei seinem Drogenscreening wird Gamma-Hydroxy-Buttersäure festgestellt. Hohe Dosen von GHB, auch bekannt als Liquid E, führen rasch zur Bewusstlosigkeit. In etwa zwei Stunden ist er wieder wach und schreit und flucht rum wie alle anderen. Bis dahin rollen Sie ihn auf die Seite, damit er nicht aspiriert, und kontrollieren Sie alle halbe Stunde seine Vitalfunktionen.«

Als das Team im Gänsemarsch hinter dem Oberarzt weiterzog, blieb Eric Stern direkt vor Anil stehen. »Sie sind ein bisschen zu voreilig, Patel. Nächstes Mal sagen Sie der Triage-Schwester, sie soll mich anpiepsen, wenn Sie keinen blassen Schimmer haben, was Sie machen sollen.«

Auf dem Weg nach draußen legte Charlie eine Hand auf Anils Schulter. »Kopf hoch, Kumpel.« Die unerwartete Berührung trieb Anil Tränen in die Augen. Er biss sich auf die Zunge.

Anil war fünf Jahre alt gewesen, als er angefangen hatte zu stottern. In der Schule hatten ihn die Kinder, die besonders gemein waren, deswegen gehänselt. Der Schlimmste war ein großer, dümmlicher Junge namens Babu, dessen Va-

ter, ein bekannter Säufer, keinen Job lange behielt und früher mal einer von Papas Feldarbeitern gewesen war. Immer, wenn der Lehrer der Klasse den Rücken zudrehte, sah Babu Anil an und machte ein zischendes Geräusch, bis die anderen Jungs einfielen und sich alle anhörten wie ein Haufen wütender Schlangen.

Eines Tages bat der Lehrer Anil, noch einen Moment zu bleiben, während die anderen Schüler schon aus dem Klassenraum gingen und Babu Anil noch rasch ein letztes Mal anzischte. Der Lehrer gab ihm ein dickes Buch mit einem schönen Stoffeinband, viel zu fein für ein Schulbuch. Anil strich mit der Hand über die fest verwebten Fäden des indigoblauen Einbands. Er fächerte die Seiten auf, und ein dumpfer Geruch schlug ihm entgegen.

»Kennst du das?«, fragte der Lehrer.

Anil nickte. Er kannte den Titel aus der Sammlung seines Vaters, die Autobiografie von Mahatma Ghandi.

»Lern die Passagen, die ich markiert habe. Wenn du so weit bist, darfst du sie vor der Klasse vortragen.«

Die Vorstellung machte Anil Angst, aber er nahm das Buch brav mit nach Hause. Von da an ging er jeden Nachmittag aus dem Großen Haus, um die Reisfelder herum und über den niedrigen Hügel bis zu seiner Lieblingsbananenstaude, wo er blieb, bis die Sonne tief am Horizont stand. Er saß am Fuß der Staude und las laut die Passagen, die sein Lehrer markiert hatte, bis er sie flüssig beherrschte und auswendig konnte. Schließlich trug er sie im Stehen vor einem Publikum aus Grillen und Kröten vor. Da wusste er, dass er, zumindest, wenn er allein war und den Text gut kannte, ruhig und gleichmäßig sprechen konnte. Als Anil neun wurde, hatte er das Stottern auf diese Weise fast vollständig überwunden, und dieser Erfolg hatte ihm gezeigt, dass er alles schaffen konnte.

Am Ende der Schicht saß Anil im Arbeitsraum, während Charlie seine Fahrradmontur für die Heimfahrt anzog. »Ich schaff das nicht«, sagte Anil. »Ich hab mein ganzes Leben darauf hingearbeitet, und jetzt v-v-versage ich.« Er schloss die Augen und massierte sie mit den Fingerspitzen.

»Ach komm, Kumpel«, sagte Charlie. »Das war heute bloß ein schlechter Tag für dich.«

Anil schüttelte den Kopf. »Du hast Sterns Gesicht nicht gesehen. Die werden mich aus dem Programm schmeißen. Dann muss ich wieder nach Hause, und praktizieren darf ich noch nicht, und die Ausbildungsprogramme in Indien sind längst geschlossen.« Er stellte sich Papas Gesicht vor, wenn er als Versager nach Hause zurückkehren würde.

Charlie drehte einen Stuhl gegenüber von Anil herum und setzte sich rittlings darauf, das Kinn auf die Lehne gestützt. »Hör mal, Kumpel, beruhig dich. Immer schön einen Tag nach dem andern. Was musst du für morgen machen? Die Lektüre von heute durcharbeiten und dich auf deine Fälle für die Visite vorbereiten, richtig? Dann machen wir das jetzt. Denk an nichts anderes mehr heute Abend, okay?«

Von da an gingen Anil und Charlie jeden Tag nach Feierabend in einen Diner in der Nähe vom Krankenhaus und arbeiteten gemeinsam ihre Lektürelisten durch. Sie bewahrten die Bücher in ihren Autos auf und trafen sich immer hinten im Restaurant, wo der Abstand zur Küche und den anderen Gästen möglichst groß war, in immer derselben Sitznische mit burgunderroten Vinylbänken. Ihre Stammkellnerin war eine dünne ältere Frau, deren heisere Stimme lebenslanges Rauchen vermuten ließ. Bald kannte sie ihre Bestellungen auswendig: Hackbraten mit Beilagen für Charlie, und Beilagen ohne Hackbraten für Anil. Das Kartoffelpüree mit gemischtem Gemüse schmeckte zwar

nicht besonders, aber in diesem Diner entdeckte Anil die Bratensoße für sich. Er kippte sie über alles, was er aß, zusammen mit einer der vielen scharfen Fertigsoßen, die auf dem Tisch standen.

»Mann, das ist ja der Wahnsinn!«, rief Charlie nach ein paar Wochen, als Anil ihm ein ganzes Set farblich abgestimmter Karteikarten zeigte. Auf jeder einzelnen standen Symptome, Differentialdiagnose, empfohlene Tests und Behandlungsmöglichkeiten. »Wann hast du das denn alles gemacht?« Charlie drehte eine Karte um und las die Quellenangaben auf der Rückseite.

Anil zuckte leicht verlegen mit den Achseln. »Ich hab im Studium damit angefangen und einfach immer weitergemacht.« Er hatte seine Unterlagen nie jemandem gezeigt, weil am College so ein hoher Konkurrenzdruck herrschte. Aber Charlie war anders, viel lockerer als viele der anderen Jungärzte. Vielleicht lag es an seinem entspannten Naturell, das laut ihm alle Australier besaßen, oder daran, dass er älter war als die meisten ihrer Kollegen im ersten Jahr. Charlie hatte in Sydney mehrere Jahre als Biomedizintechniker gearbeitet und vorgehabt, nach einem ausgedehnten Rucksackurlaub in Amerika Betriebswirtschaft zu studieren. Doch nachdem er monatelang Natur und Menschen eingehend beobachtet hatte, war ihm klar geworden, dass die Karriere in einem medizintechnischen Unternehmen doch nicht das Richtige für ihn war, und er hatte sich um einen Studienplatz in Medizin beworben.

»Ehrlich, Patel, das ist eine Geheimwaffe.« Charlie fächerte die Karteikarten auf. »Damit sind wir in Nullkommanix die Stars der Notaufnahme. Danke, Kumpel, ist echt großzügig von dir, mich damit arbeiten zu lassen.« Er klopfte Anil auf die Schulter.

Anil lächelte, während er eine Flasche hellgrüne Chili-

soße nahm und den Deckel abschraubte. »Kein Problem.« Er war froh, Charlie helfen zu können, dem einzigen Kollegen, dem er vertraute. Einmal, als er gerade dabei gewesen war, sich nach einer unfreiwilligen Dusche aus einem unbe-rechenbaren Urinkatheter in der Umkleide frische Sachen anzuziehen, hatte er mitbekommen, wie sich auf der ande-ren Seite des Aufenthaltsraums ein paar Typen unterhiel-ten, während sie einander einen Football zuwarfen. »Hast du den Ausländer bei der Visite erlebt?«, fragte eine körper-lose Stimme zwischen den klatschenden Geräuschen, wenn der Ball gefangen wurde. Anil erstarrte, ein Fuß auf halber Höhe über seinem Hosenbein.

»Welchen?« Er erkannte Treys unverkennbaren Bariton.

»Patel. Der hat so kleine Karteikarten mit Notizen aus al-len möglichen Fachzeitschriften. Kann nicht spontan ant-worten, kriegt den Mund nicht auf. Du hättest mal sehen sollen, wie der Oberarzt den fertiggemacht hat, als er was nachsehen wollte, ehe er antwortete.« Anil hielt die Luft an und hoffte inständig, dass keiner um die Spinde herumkam und ihn da ohne Hose stehen sah.

»Außerdem«, sagte ein Dritter. »Selbst wenn er mal rich-tig antwortet, wer soll den denn verstehen?« Alle drei prus-teten los, und ihr lautes Lachen gellte Anil in den Ohren. Er wusste nicht, ob sie sich über seinen Akzent amüsier-ten, sein Stottern oder seine unzulänglichen Präsentatio-nen. Aber das spielte auch keine Rolle.

Anil hoffte, dass sich die Dinge nach seiner ersten Rotation in der Notaufnahme bessern würden, musste aber feststel-len, dass jede monatliche Rotation ihren eigenen Schrecken hatte. Die Notaufnahme war nur hinsichtlich der schieren Menge an neuen Patienten, die täglich behandelt werden mussten, am schlimmsten. Die allgemeinmedizinischen

Stationen waren ein endloser Balanceakt zwischen anstrengenden Patienten. Die Gastroenterologie barg das ständige Risiko, Erbrochenes oder explosionsartige Durchfälle abzubekommen. Jeder Monat bedeutete nicht nur ein neues medizinisches Gebiet, sondern auch neue Ausbilder, die ihn provozierten und demütigten, und neue Kollegen, die bereit waren, einander ans Messer zu liefern, um sich selbst zu profilieren.

Ein Gefühl totaler Erschöpfung hatte Anils Leben erfasst. Übermüdung geriet zur Ganzkörpererfahrung: Zuerst konnte er nicht mehr klar denken, dann sanken seine Schultern herab, und er merkte, dass er sich an eine Wand gelehnt hatte. Irgendwann begannen seine Augen zu brennen und zu tränen, weshalb er ständig Papiertücher und Augentropfen in der Tasche hatte. Wenn er zwölf Stunden oder noch länger auf den Beinen gewesen war, machte sich in den Knien ein dumpfer Schmerz bemerkbar, der ihn im Bereitschaftsdienst die ganze Nacht wach hielt und der nur durch acht Stunden ungestörten Schlaf gelindert werden konnte, wenn das denn schließlich möglich war.

Sechs Tage die Woche kämpfte Anil sich aus einem Zustand der Betäubung hoch und kehrte ins Krankenhaus zurück, um endlich zu beweisen, dass er den Job bewältigen konnte, auf den er sich so lange vorbereitet hatte. Er hatte damit gerechnet, als Assistenzarzt im ersten Jahr hart arbeiten zu müssen, und das machte ihm nichts aus, aber er sehnte sich danach, hin und wieder mal ein Lob zu hören oder die innere Befriedung zu empfinden, etwas gut hingekriegt zu haben. Er sehnte sich nach dem Gefühl, von seinen Patienten geschätzt oder wenigstens respektiert zu werden. In Indien hatten ihm dankbare Patienten so viele Süßigkeiten geschenkt, dass er im ersten Monat drei Kilo zugenommen hatte. Hier waren die Patienten misstrau-

isch und aggressiv. Ob das für alle Ärzte gleichermaßen galt oder bei Anil besonders schlimm war, wusste er nicht.

Nach wenigen Monaten hatte Anil die trügerische Hoffnung aufgegeben, durch seine Arbeit echte fachliche Kompetenz zu erlangen. Stattdessen lernte er, mit der Situation umzugehen: Er behandelte seine Patienten zügig und effizient, prägte sie sich anhand ihrer Erkrankung oder Zimmernummer ein, anstatt sich ihre Namen zu merken. Charlies Rat, immer nur einen Tag nach dem anderen zu überstehen, wurde sein neues Mantra. Jeden Abend trat Anil zu dem fröhlichen blauen Krishna-Kalender, der an seiner Zimmertür hing, und fragte sich, ob dieser kurze tägliche Blick auf die Gottheit in den Augen seiner Mutter als Gebet durchging, ehe er einen schwarzen Strich durch das Datum zog. Nach der Hälfte seines ersten Jahres als Assistenzarzt hatte sich die Hierarchie seiner Ziele verändert. Genau wie der menschliche Körper in Notsituationen vor allem anderen Sauerstoff und Flüssigkeit benötigte, so versuchte Anil jetzt nur noch zu überleben.